

Die erfundene Vergangenheit

oder: Wie wissen wir Historiker, was wir zu wissen glauben?

Renate Zoepffel, Freiburg

Geschichtsdarstellungen vermitteln im allgemeinen den Eindruck, unsere Kenntnisse von der Vergangenheit seien zwar ab und zu leider etwas lückenhaft, insgesamt aber doch sicher. Der wissenschaftlichen Suche nach der Wahrheit scheinen nur quantitative Hindernisse im Wege zu stehen, wenn alle sich um Objektivität bemühen. Lassen wir uns aber einmal auf die Frage ein, auf welchen Grundlagen menschliches Wissen überhaupt beruht, wie Menschen – heute wie in der Vergangenheit – zu dem, was sie für ihr Wissen halten, gelangen, so geraten wir in den Strudel von Fragen, mit denen sich in der Philosophie die Erkenntniskritik auseinandersetzt. Der Rückzug ans rettende Ufer positivistischer Aussagen wirkt zwar beruhigend, aber dieses Ufer erweist sich als nicht sehr fruchtbar: es produziert meistens langweiligen Gelehrtenstreit. Überlassen wir uns der Gefahr der Ungewißheit, so weitet sich der Horizont. Wir sind zwar nicht mehr Herren im Bereich des Wissens, dafür erfahren wir aber eine ganze Menge über uns selbst.

Im Geschichtsbuch ist scheinbar alles eindeutig und klar.

Ein bedeutsames Beispiel für die expansive Phase der mykenischen Kultur ist auch der Troianische Krieg, der für das historische Bewußtsein der Griechen immer ein wichtiger Bezugspunkt bleibt. Herodot datiert ihn in die 1. Hälfte des 13. Jh.s, der alexandrinische Gelehrte Eratosthenes auf das Jahr 1184 v. Chr.; amerikanische Archäologen setzen die Zerstörung von Troia VIIa, das der in der Ilias beschriebenen Phase zu entsprechen scheint, auf 1230–1225 fest. Unabhängig von der dichterischen Ausschmückung ist der Krieg ein historisches Faktum, das man mit der strategischen Position der Troas erklären kann: sie liegt am Ufer des Hellespont auf dem direkten Weg zum Schwarzen Meer und zu den metallreichen kaukasischen Regionen.¹

Und, ebenfalls, aus dem Großen Ploetz, zum Jahr 399 v. Chr.:

In Athen wird Sokrates als Jugendverderber und Verkünder neuer Götter zum Tode verurteilt und

Prof. Dr. Renate Zoepffel, geb. 1934 in Mexiko-City, studierte Alte Geschichte, Archäologie und Griechisch in Frankfurt/M. und Freiburg. 1965 Promotion, 1977 Habilitation in Freiburg. Seitdem Lehrtätigkeit als wiss. Mitarbeiterin. Seit 1981 apl. Professorin an der Universität Freiburg, seit 1991 Frauenbeauftragte der Philosophischen Fakultät IV. Arbeitsschwerpunkte: griechische Geschichtsschreibung, antike Sozial- und Mentalitätsgeschichte.

Prof. Dr. Renate Zoepffel, Seminar für Alte Geschichte, Universität Freiburg, Werthmannplatz, 7800 Freiburg

trinkt den Giftbecher. Der Justizmord wird für Plato, der den Prozeß und Tod seines Lehrers in „Apologie“ und „Kriton“ schildert, zum Schlüssel-erlebnis und bestimmt ihn zu seiner Ablehnung der Demokratie.²

Weil ich Althistorikerin bin, greife ich zwei Beispiele aus der griechischen Geschichte heraus, aber was ich daran aufzeigen möchte, gilt für alle Epochen. Die Fragen der Datierungen – wie kamen die antiken Autoren zu den von ihnen errechneten Daten, wie gehen moderne Archäologen vor, um eine Ausgrabungsschicht chronologisch einzuordnen? – stehen hier nicht zur Debatte, sie betreffen Spezialmethoden. Wichtig ist die grundsätzliche Frage: Wie wissen Historiker und Historikerinnen³, was sie zu wissen behaupten?



Der epische Sänger beruft sich auf die göttliche Instanz, wenn er die Wahrheit seiner Aussagen betonen will. (Foto: Archiv für Kunst und Geschichte)

Homer und der Trojanische Krieg

Im Falle des Trojanischen Krieges handelt es sich um ein Ereignis, das bereits für die früheste Quelle, die uns Heutigen davon berichtet, für die homerischen Epen, weit in der Vergangenheit liegt. Der Dichter betont immer wieder die Andersartigkeit jener längst versunkenen Zeit, in der die Menschen noch zu viel größeren Leistungen fähig waren als in seiner Gegenwart. Die Kunde davon – wenn sie wirklich bis auf die mykenische Zeit zurückgehen soll – müßte auf einer Jahrhunderte überdauernden mündlichen Tradition beruhen, denn die Griechen haben die Schrift erst um 800 v. Chr. von den Phönikern übernommen, und Schrift ist mit Sicherheit Voraussetzung für Entstehung und Erhaltung der Großepen „Ilias“ und „Odyssee“. Für die Abfassung der älteren „Ilias“ wird von Fachleuten heute die Zeit zwischen 730 und 710 v. Chr. angenommen. Erst mit dem Vorhandensein von Schrift kann ein Ereignis in detaillierter Form

festgehalten werden, so daß Abweichungen von dieser Fixierung feststellbar sind. Mündliche Überlieferung verändert sich unkontrollierbar.

Der epische Sänger beruft sich auf die Musen, wenn er die Wahrheit seiner Aussagen betonen will. „Den Zorn singe, Göttin, des Peleus-Sohns Achilleus“ lautet der erste Vers der „Ilias“, und „Den Mann nenne mir, Muse, den vielgewandten, der gar viel umgetrieben wurde“ beginnt die „Odyssee“. Einmal ist der Sänger nur Sprachrohr der Göttin, das andere Mal ist sie sozusagen seine Quelle. Und noch eindringlicher beruft sich der Dichter auf die Musen vor seiner langen Aufzählung der griechischen Heerscharen in der „Ilias“:

Sagt mir nun, Musen, die ihr die olympischen Häuser habt –

Denn ihr seid Göttinnen und seid zugegen bei allem und wißt alles,

Wir aber hören nur die Kunde und wissen gar nichts —:

Welches die Führer der Danaer und die Gebieter waren.

Die Menge freilich könnte ich nicht künden und nicht benennen,

Auch nicht, wenn mir zehn Zungen und zehn Mänder wären

Und die Stimme unbrechbar, und mir ein ehernes Herz im Innern wäre,

Wenn nicht die olympischen Musen, des Zeus, des Aigishalters,

Töchter, mir ins Gedächtnis riefen, wie viele nach Ilios gekommen.⁴

Der Sänger, der Dichter, hat, ähnlich wie der Seher, eine enge, direkte Beziehung zu den Göttern bzw. Göttinnen (für das Epos ist nach späterer, gelehrter Individualisierung Klio zuständig); sie sind es, die den Wahrheitsgehalt seiner Darstellung garantieren, weil sie „bei allem zugegen“ sind: schon hier wird sicheres Wissen letztlich auf Augenzeugenschaft zurückgeführt. Dem Dichter genügt, wie dem Seher im Mythos, das innere Auge zur Erkenntnis der Wahrheit, er wird, wie gerade auch Homer, häufig als blind dargestellt.

Den modernen — und auch schon antiken — Historikern ist der Glaube an die Musen abhanden gekommen, und sie fragen heute, wie sich die Kunde von einem Krieg ohne schriftliche Fixierungsmöglichkeit über mehr als vierhundert Jahre und über den Untergang der mykenischen Kultur hinweg erhalten haben soll. Selbst wenn die Tradition der mündlich überlieferten Dichtung, der *oral poetry*, uralt sein kann, so zeigen doch Parallelphänomene wie das Nibelungenlied, bei dem es kontrollierbare schriftliche Geschichtsüberlieferungen gibt, wie stark mündliche Tradition der Veränderung unterliegt. Von einer realhistorischen Auswirkung eines Trojanischen Krieges gibt es heute zumindest keine Spur mehr.

Es lassen sich archäologisch keinerlei Veränderungen feststellen, die durch einen derartigen panhellenischen Krieg hervorgerufen worden sein müßten. Skeptischere Historiker kommen deshalb zu dem Schluß, daß die „Ilias“ eben „kein Geschichtsbuch“ sei⁵, zumal das Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse in den Palastkulturen, das sich aus den zeitgenössischen mykenischen Linear-B-Tafeln ergibt, in keiner Weise zu der von Homer geschilderten Gesellschaft paßt.

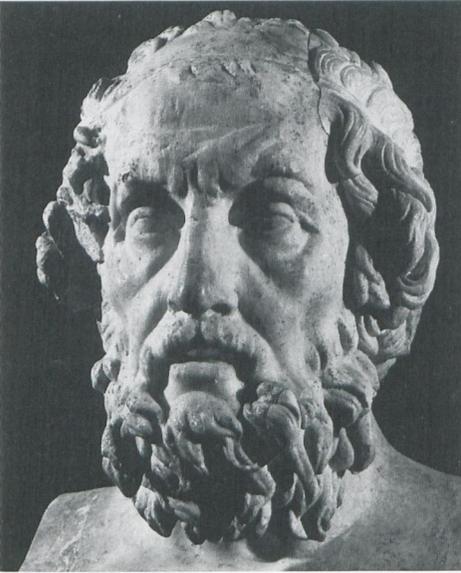
Muß deshalb das Epos insgesamt als Quelle für historische Erkenntnis ausscheiden?

Der Dichter schildert seine Welt

Erstens: Wenn ein Dichter ein so umfassendes Geschehnis schildern will wie einen Krieg — oder, wie im Fall der „Ilias“, einen Ausschnitt aus einem Krieg —, der in weit zurückliegenden Zeiten gedacht wird, so braucht er, auch wenn er in einer Tradition epischer Dichtung steht, Phantasie, um die Einzelheiten zu beschreiben. Woher nimmt er die plastische Vorstellung von den Details, von der Art der Ausrüstung der Krieger und des Kämpfens, von den Einzelheiten des Wohnens, Essens, der Umgangsformen, des Sprechens und Denkens?

In der Psychologie wird mit Phantasie sowohl die abgewandelte Erinnerung von früher Wahrgenommenem als auch die Assoziation früherer Wahrnehmungsbestandteile zu neuen Gebilden sowie die Neuproduktion vorgestellter Inhalte bezeichnet. Phantasie ist um so realitätsgebundener, je mehr sie sich an materiellen Gegebenheiten orientiert.⁶

Wenn auch Funde aus alten Gräbern und Ruinen die Phantasie Homers angeregt haben mögen, kann sie sich kaum ganz gelöst haben von seiner Lebenswelt und Erfahrung, kann sie kaum völlig andere Bilder entworfen haben, als die Um-



Homer, römische Marmorbüste aus dem 2. Jhd. v. Chr.
(Foto: Archiv für Kunst und Geschichte/Erich Lessing)

welt seiner Wahrnehmung bot. Homer betont, daß die Vergangenheit, die er besingt, anders war als seine Gegenwart, und man hat auch beobachtet, daß er zum Beispiel eine neue „Erfindung“ wie die Schrift in seiner Schilderung ausspart. Aber kann menschliche Phantasie ein in sich widerspruchsloses Bild einer ganz anderen Welt erschaffen?

Betrachtet man mittelalterliche und auch noch neuzeitliche Bilder der biblischen Geschichten, so stellt man schnell fest, daß die bekannten Episoden in eine zeitgenössische Kulisse gestellt werden und daß die dargestellten Personen – von bestimmten, festgelegten Ausnahmen abgesehen – so gekleidet sind und sich so verhalten in ihrer Körpersprache, wie es zur Zeit des Malers üblich war. Das geht so weit, daß noch bei dem klassizistischen Historienmaler J. L. David (1748–1825), der gelernt hatte, wie römische Rüstungen aussahen, auf seinem berühmten Gemälde „Die Sabinerinnen“

die begeisterten Krieger ihre Helme schwenken wie Davids Zeitgenossen ihre Zylinder. Wie die heutigen Historiker des Mittelalters sich aus den mittelalterlichen Gemälden Auskunft über Details des Alltagslebens, über Kleidung, Inneneinrichtungen, Handwerkszeug usw. holen können, so können die Althistoriker die homerischen Epen als Quelle für Phänomene ihrer Entstehungszeit heranziehen. Sie werden dann zwar keine Auskunft über das suchen, was wir gewohnt sind, „historische Fakten“ zu nennen. Die Geschichte, die erzählt wird, ist am ehesten fiktiv – eine „Geschichte“ kann sich fast jeder ausdenken, und sie ist leicht in der Zeit versetzbar –, aber das Gewand, in dem die Erfindung einherkommt, kann nicht völlig aus der Luft gegriffen sein, muß in einer bestimmten Weise dem entsprechen, was der „Erfinder“, der Dichter, dem ja kaum Informationen über andere Daseinsformen zur Verfügung standen, in seinem Leben zu sehen bekommen hatte. Aber so wenig sich die Beschreibung von dem Wahrgenommenen grundsätzlich entfernen kann, so sehr ist sie doch auch wieder abhängig von der Auswahl, die der Dichter getroffen hat. Niemand kann die ganze Wirklichkeit beschreiben, jeder „sieht, was er denkt“, betrachtet die Welt aus seinem Blickwinkel heraus. So ist denn auch wieder das von Homer „gemalte“ Bild nicht eine exakte Beschreibung seiner Lebenswelt, sondern es gibt seine *Deutung* der Welt wieder.

Die Wirksamkeit der Fiktion

Und zweitens: die homerische Dichtung selbst ist ein „historisches Faktum“ ersten Ranges. Man hat die Epen auch die Bibel der Griechen genannt. Bis in die römische Kaiserzeit wurden sie öffentlich rezitiert; jedes Kind, das zur Schule ging, lernte an Homerversen schreiben; die

meisten Autoren zitierten Homer wenigstens einmal. Weil die homerische Dichtung so allgegenwärtig ist im griechischen Bewußtsein, bleibt der Trojanische Krieg „für das historische Bewußtsein der Griechen immer ein wichtiger Bezugspunkt“, wie der Ploetz-Autor schreibt. Aber das liegt nicht an der Historizität des beschriebenen Krieges, sondern an der Wirkungskraft der dichterischen Fiktion. Das griechische Wort für „Wahrheit“ bedeutet wörtlich: das, was nicht dem Vergessen anheimfällt (a-letheia). Die vom Sänger unter göttlicher Einwirkung wachgehaltene Erinnerung ist Ursache für die Wirkungskraft und damit Wahrheit des von ihm Beschriebenen. Die Fiktion wird zur Wirklichkeit, zu dem, was wirkt in der Wahr-

nehmung der Hörer oder Leser, während irgendein Krieg der mykenischen Epoche längst ohne jede Bedeutung ist. Beschreibungen werden so zu Realitäten, die einflußreicher sind als Ereignisse.

Was ist aber dann ein Ereignis ohne Beschreibung, und wirkt es noch oder nicht? 1950 stellte mein Geschichtslehrer die kühne Behauptung auf, in absehbarer Zukunft werde kein Mensch mehr wissen, wer Hitler gewesen sei. Abgesehen von der Wünschbarkeit oder Möglichkeit eines solchen Vergessens: Die Folgen deutschen Handelns zwischen 1933 und 1945 wirken weiter. Erkenntnis bzw. Erkenntnis hat mit dem Wirken von Realität nur zum Teil etwas zu tun. Ein Trojanischer Krieg, wie er in der „Ilias“ beschrieben wird, hatte nach allem, was wir

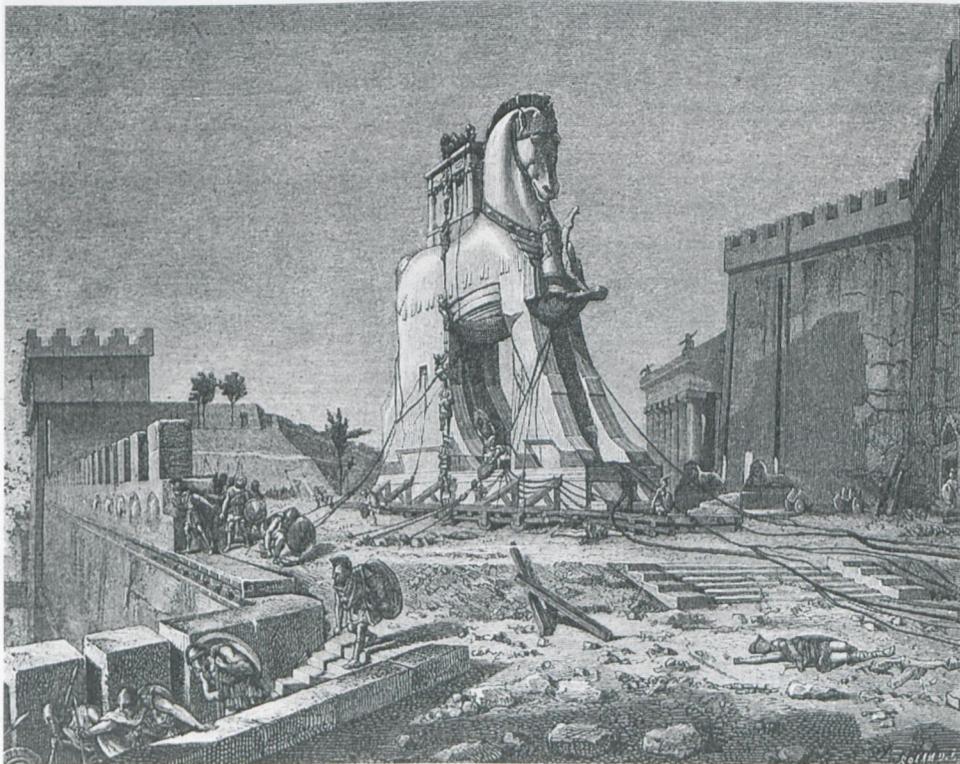


Illustration (Holzstich, um 1880) zu Homers „Ilias“. (Foto: Archiv für Kunst und Geschichte)



„Die Sabinerinnen“ (1799), Gemälde von Jacques Louis David (1748–1825), Paris, Musée du Louvre.
(Foto: Archiv für Kunst und Geschichte)

wissen, keine Folgen für das archaische Griechenland. Die reale Lebenswelt der Zeitgenossen Homers ist geprägt von den Verhältnissen der sogenannten Dunklen Jahrhunderte nach dem Untergang der mykenischen Palastkultur. Aber Homers Trojanischer Krieg wurde zu einem Bestandteil der Wirklichkeit. Man müsste also sagen, daß der Mensch die Fähigkeit hat, die Wirklichkeit um seine Gedankenprodukte zu erweitern, und daß diese Gedankenprodukte den Rang von Wirklichkeit erlangen können.

Auch wissenschaftliches Denken ist gegenwartsgebunden

Aber noch einmal zurück zur historischen Argumentation. Ein Beispiel für die Zeitgebundenheit auch des wissen-

schaftlichen Denkens, der wissenschaftlichen Phantasie, ist die Motivation, die der Ploetz-Autor für seinen Trojanischen Krieg angibt. Laut Homer war der Raub der Helena der Grund für den Kriegszug der Hellenen gegen Troja, und vielleicht war seine Phantasie gar nicht so realitätsfern, denn ethnologische Vergleiche zeigen, daß in vielen vorstaatlichen Gesellschaften Frauenraub ein absolut hinreichender Grund für Kriege war. Aber im Ploetz lesen wir, daß die für handelspolitische Interessen wichtige Lage der Troas die Erklärung für den Krieg und damit auch seine Historizität lieferte. Hier spiegelt sich in aller Unschuld das historische Ursachendenken unserer eigenen Zeit wider. Wirtschaftsinteressen als die ausschlaggebenden Motive für politisches Handeln anzusehen, entspricht der Er-

fahrung des modernen Menschen, und deshalb erscheint ihm eine Argumentation, die sich darauf stützt, einleuchtend und überzeugend. Alle Zweifel sind aus der Welt geschafft, weil das entworfene Bild mit der eigenen Wirklichkeit übereinstimmt.

Ein Beispiel: Hekataios

Das ist keine moderne Methode oder Denkweise. Schon das, was wir heute als Anfang der griechischen Geschichtsschreibung bezeichnen, ist gerade durch diese Argumentationsweise charakterisiert. In einem ungeheuer spannenden, leider zu schlecht dokumentierten Zusammenspiel von gesellschaftlich-politischen, wirtschaftlichen und kulturell-mentalenen Veränderungen entwickelte sich im 6. Jahrhundert v. Chr. in Milet die sogenannte ionische Naturphilosophie, die sich nicht mehr zufriedengab mit der überlieferten „Wahrheit“, sondern anfangs eigene Fragen zu stellen und mehr oder weniger rationale Antworten zu suchen. In diese „Milesische Schule“ gehört auch Hekataios (ca. 560/50–480 v. Chr.). Von ihm stammte neben einer Erdkarte und einer Erdbeschreibung auch eine in der Antike unter verschiedenen Titeln zitierte, heute bis auf Zitate bei anderen antiken Autoren verlorene Prosaschrift, die „Genealogiai“. Sie gilt uns als das früheste Geschichtswerk, von dem wir noch Spuren haben. Es begann mit einer radikalen Kritik an der Überlieferung:

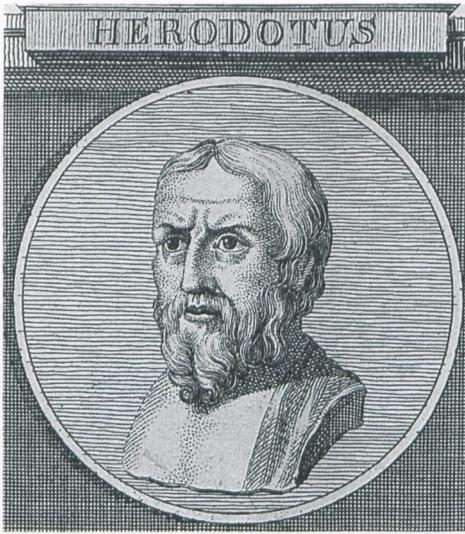
So spricht Hekataios, der Milesier: Dieses schreibe ich, wie es mir wahr zu sein scheint. Denn die Erzählungen der Griechen sind zahlreich und, wie mir scheint, lächerlich.⁷

Gegenstand seiner Darstellung waren die zahllosen griechischen Heroensagen, die er nach Stammbäumen zu ordnen versuchte. Die Kritik galt dabei allem, was

seiner Erfahrung widersprach. So reduzierte er, um ein typisches Beispiel herauszugreifen, die überlieferte Zahl von fünfzig Söhnen eines Helden auf „noch nicht einmal zwanzig“, was er gerade noch für möglich hielt. Der Homer selbstverständliche Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart wurde dem rationalen Denken offenbar suspekt. Die Vergangenheit muß – in Natur und Menschenleben – denselben, immer geltenden Gesetzen unterliegen wie die Gegenwart; sie wird von allem gereinigt, was gegenwärtiger Erfahrung widerspricht. Es wirkt wie eine Ironie: auch der kritische Beurteiler, der nicht mehr der Tradition bzw. den Musen glauben will, hat offenbar keine andere Möglichkeit, als sich die Vergangenheit nach seinem eigenen Bilde zu erschaffen. Dieses Bild sagt möglicherweise mehr über seinen Schöpfer aus als über den Gegenstand.

Herodot als „Historiker“

Leider ist das Werk des Hekataios zu schlecht erhalten, als daß es möglich wäre, viel mehr darüber zu sagen. Besser beobachten läßt sich die Entwicklung des historischen Denkens bei dem Nachfolger, Benutzer und zum Teil strengen Kritiker des Hekataios, bei Herodot (ca. 484–ca. 425 v. Chr.). Er hat sein umfangreiches Werk über die Perserkriege eine „Darlegung seiner Forschung“ genannt. Das griechische Wort, das hier mit „Forschung“ übersetzt ist, lautet *historiē*, attisch *historía*. Es bezeichnet ursprünglich also keinen Gegenstand, sondern eine Methode, weshalb *historía* in der Antike auch noch lange Zeit auf Stoffe angewendet werden konnte, die mit dem, was wir „Geschichte“ nennen, gar nichts zu tun haben, wie die *Naturalis Historia*



Herodot (um 484 – ca. 425 v. Chr.).
(Foto: Archiv für Kunst und Geschichte)

des älteren Plinius (ca. 23/24–79 n. Chr.) bezeugt.

In der „Ilias“⁸ wird ein *histōr* genannt, der als Richter urteilt. Durch *historía* kann man ebenso einen Menschen wie eine Landschaft oder eine Stadt „erkunden“ (vgl. die schon erwähnten geographischen Werke des Hekataios), und man verwendet das Verb *historēin*, wenn man einen Menschen oder ein Orakel befragt. Eine zugrundeliegende Vorstellung ist wohl auch die, daß ein Beurteiler durch Befragung von Zeugen, zum Beispiel in einem Rechtsstreit, einen vergangenen Ereignislauf rekonstruiert, um zu einem Urteil zu gelangen. Immer wenn man sich aktiv bemüht, Erkenntnis über etwas zu erlangen, betreibt man *historía*. Für Herodot, der sich um die eine Generation zurückliegenden Perserkriege und deren Vorgeschichte, deren Ursachen, wie er sagt, bemühte, stehen geo- oder ethnographische Informationen gleichberechtigt neben spezifisch „historischen“ in unserem Sinn.

Seine Erkundung beruht auf den beiden Hilfsmitteln „Sehen“ (*ópsis*) und „Hören“ (*akoē*), wobei das Sehen den Vorrang hat. Der Augenzeuge gilt auch jetzt mehr als der vom Hörensagen, aber Wahrheitsgaranten sind nicht mehr die Musen, wie für den blinden Sänger, sondern der Forscher stützt sich auf seine eigene Sinneswahrnehmung. Führt die *historía* zu widersprechenden Aussagen, so gebraucht Herodot, wenn er nicht dem Leser das Urteil überläßt, seine eigene *gnōme*, seine eigene Überlegung, um zu einem Ergebnis zu gelangen. Leider läßt er sich nicht näher über die Grundlagen dieser *gnōme* aus; letztlich läuft sie wohl darauf hinaus, daß er das auswählt, was aufgrund eigener Erfahrung am ehesten „wahrscheinlich“ ist. Die Größe Herodots liegt aber auch darin, daß er da, wo ihm Zweifel bleiben und er Aussagen nicht bestätigen, aber auch nicht widerlegen kann, selbst das noch mitteilt, was er gar nicht glauben kann. So zum Beispiel bei seinem Bericht über eine Umseglung Afrikas zur Zeit des ägyptischen Pharaos Nekos (ca. 610–595 v. Chr.). Die mit dieser Fahrt beauftragten Phöniker segelten durch das Rote Meer nach Süden und gelangten nach zwei Jahren durch die Meerenge von Gibraltar wieder ins Mittelmeer.

Sie erzählten – was ich aber nicht glaube, vielleicht erscheint es anderen eher glaublich –, daß sie während der Umschiffung die Sonne auf einmal zur Rechten gehabt hätten.⁹

Da Herodot die Kugelgestalt der Erde nicht kannte, erschien es ihm unmöglich, daß man bei der Fahrt nach Westen die Sonne im Norden haben könnte, aber gerade diese Beobachtung ist der beste Beleg dafür, daß die Phöniker Afrika wirklich umsegelt haben und dabei eben auf die südliche Erdhalbkugel gelangt sind. Wer über seinen eigenen Schatten sprin-

gen kann, kommt unter Umständen der Wirklichkeit näher als der, der glaubt, alles beurteilen zu können.

Der Historiker als Detektiv

Mit Herodots historiē haben wir nicht nur das Grundgerüst historischer Methoden vor uns, auch das Vorgehen der so beliebten — und für Historiker sogar manchmal lehrreichen — Kriminalkommissare und Detektive beruht auf eben den Operationen des Lokaltermins, der Zeugenbefragung und des Versuchs, aufgrund der so ermittelten Informationen mit Hilfe von Intuition bzw. Phantasie einen logisch befriedigenden und sachlich glaubhaften Ereignisablauf zu rekonstruieren. Der Kommissar ist befriedigt, wenn er den Täter und dessen Motiv überzeugend ermitteln kann; der Historiker rekonstruiert historische Ereignisse und fragt meistens — schon in der Antike wird das für unerlässlich gehalten — nach einer Ursache und damit im Grunde nach einem Sinn des Geschehens. Wie der Kommissar hat auch der Historiker immer nur Fetzen von Information vor sich und — was noch entscheidender ist — nur Zeugenaussagen, das heißt von Menschen geprägte Beschreibungen von Ereignissen. Die Ereignisse selbst kann er nicht sehen; selbst wenn er in sie verwickelt war, konnte er davon nur Ausschnitte miterleben.

Jeder kann selbst nachprüfen, wie unmöglich es für einen Zeitgenossen ist, historische Ereignisse als solche zu erleben. Selbst die römischen Senatoren, die nach der Ermordung Caesars in panischer Angst aus der Kurie flohen, hätten kein Urteil abgeben können über das, was sie da soeben miterlebt hatten. Denn das unbezweifelbare Faktum, daß ein Mensch umgebracht worden ist, wird zum historischen Faktum ja erst durch den Zusam-

menhang, in dem es — nicht steht; denn der läßt sich so absolut, so objektiv ja gar nicht feststellen, sondern in den es gestellt wird von den Beobachtern, den Zeitgenossen wie den späteren Historikern. Und da ist dann „dem eenen sin Uhl, was dem annern sin Nachtigall“. Erst durch sein Denken und Bewerten erschafft offenbar der Mensch eine zusammenhängende Geschichte, indem er seine Erlebnisse oder Beobachtungen ordnet, beurteilt, in sinnvolle Zusammenhänge bringt. Dies gilt für die Lebensgeschichte eines einzelnen ebenso wie für die allgemeine Geschichte.

Die Psychologen wissen, daß jeder Mensch seine Lebensgeschichte ständig umschreibt, je nach dem weiteren Fortgang seines Lebens. Manches wird im Licht späterer Ereignisse nebensächlich, manches bekommt erst durch das Weiterleben Bedeutung. Je nach der eigenen Entwicklung verschiebt sich ganz unbewußt das Bild vom eigenen Leben, und gerade die Anfänge später wichtiger Einstellungen lassen sich fast nie ermitteln, weil man nicht auf sie geachtet hat. Aber jeder hat wohl schon erlebt, daß er beim Wiederlesen eines Buches nach Jahren sein eigenes früheres Urteil nicht mehr verstehen kann. Wir behaupten dann, klüger geworden zu sein, aber mit welchem Recht? Und warum wollen wir ständig werten? Wir sind andere geworden.

Altmeister Thukydides

Daß mit derartigen Verschiebungen und Verzerrungen auch in der allgemeinen Geschichte zu rechnen ist, wußte schon Thukydides (ca. 460—400 v. Chr.), der zweite überragende Historiker des 5. Jahrhunderts v. Chr. in Griechenland, der den Peloponnesischen Krieg (431—404 v. Chr.) beschrieben hat. Es ist

sicher kein Zufall, allerdings auch keine historische Notwendigkeit, sondern eine der Nachwirkungen der homerischen Epen, daß die große Geschichtsschreibung der Griechen im 5. Jahrhundert jeweils einen großen Krieg ins Zentrum stellte. Thukydides sagt gar nicht, daß er „Geschichte“ schreibe; dieses Wort kommt bei ihm nicht vor. Er hat vielmehr „den Krieg, den die Peloponnesier und die Athener gegeneinander geführt haben“¹⁰ zum Thema. Er mißt „seinen“ Krieg und damit seine Darstellung ausdrücklich an denen seiner beiden Vorgänger Homer und Herodot und verwendet viele Kapitel auf den Nachweis, daß „sein“ Krieg der größte gewesen sei, als gehe es um einen Eintrag in ein Guinness-Buch der Rekorde. Thukydides war ein äußerst kritischer Forscher und galt dem 19. Jahrhundert als der Historiker par excellence. So ist es wohl gerechtfertigt, hier den Wortlaut seiner Feststellung wiederzugeben.

So wenig Mühe verwenden die meisten auf die Erforschung (zétésis = Suche) der Wahrheit und geben sich mit den ersten besten Nachrichten zufrieden. Gleichwohl wird, wer das, was ich dargelegt habe, auf Grund der angegebenen Beweise als ungefähr richtig annimmt, nicht irre gehen. Er wird nicht den Dichtern glauben, die die alte Zeit in übertreibender Weise verherrlicht haben, noch den Erzählungen der Logographen (Prosaschriftsteller), die mehr auf Unterhaltung einer lauschenden Menge als auf Wahrheit aus sind. Freilich läßt sich die Wahrheit nicht mehr ermitteln, da das meiste mit der Länge der Zeit bis zu einem unglaubwürdigen Grade sagenhafte Züge angenommen hat. Er wird aber einsehen, daß ich nach den einleuchtendsten Zeugnissen mit genügender Sicherheit festgestellt habe, was sich nach so langer Zeit überhaupt feststellen läßt. Und es wird sich, wenn man die Tatsachen selbst ins Auge faßt, auch zeigen, daß der gegenwärtige Krieg wirklich bedeutender ist als alle vorangegangenen, unbeschadet der menschlichen Eigentümlichkeit, daß man jeden Krieg während seiner Dauer für den allergrößten hält und, wenn er vorüber ist, wieder mehr die älteren bewundert. Was nun die Reden betrifft, die teils am Vorabend des Krieges, teils während desselben ge-

halten worden sind, so war es mir als Ohrenzeugen sowie meinen Berichterstattern unmöglich, den genauen Wortlaut des Gesagten im Gedächtnis zu halten. Daher habe ich die einzelnen Redner so sprechen lassen, wie sie nach meinem Vermuten den jeweiligen Umständen am ehesten gerecht geworden sein dürften, indem ich mich dabei so eng wie möglich an den Gedankengang des wirklich Gesprochenen hielt. Die Tatsachen dagegen von dem, was im Laufe des Krieges vor sich ging, glaubte ich nicht nach Auskünften zufälliger Gewährsmänner, auch nicht nach eigenem Ermessen schildern zu dürfen, sondern indem ich alles, was ich teils selbst miterlebte, teils von anderen erfuhr, mit möglicher Genauigkeit im einzelnen nachgeprüft habe. Es waren das mühevollere Untersuchungen, weil die Augenzeugen dasselbe Ereignis verschieden erzählten, je nach ihrem Wohl- oder Übelwollen und ihrer Erinnerung.¹¹

Abgesehen von der impliziten Polemik gegen Herodot, die in diesem Text mitschwingt, läßt sich an ihm eben die historische Methode ablesen, die sich trotz vieler Verfeinerungen im Detail bis heute nicht wesentlich verändert hat. Thukydides greift sogar schon zu dem so modern anmutenden Mittel der Durchschnittsberechnung:

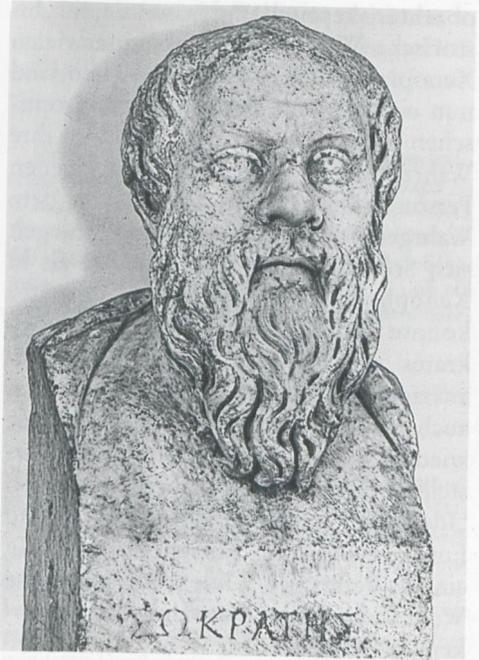
Wenn man dem Gedichte Homers auch hierin Glauben schenken will, der doch als Dichter den Krieg möglichst ausgeschmückt hat, so erscheint er (der Krieg) auch bei ihm ziemlich unbedeutend. Er erzählt von zwölfhundert Schiffen, die böotischen mit hundertzwanzig Leuten bemannt, die des Philoktet mit fünfzig, womit er, wie mir scheint, die größte und die kleinste Zahl angeben wollte; wenigstens hat er in dem Schiffskatalog bei den anderen nicht die Größe angegeben ... Nimmt man nun jene größten und kleinsten Schiffe und rechnet den Durchschnitt aus, so zeigt sich, daß das Heer nicht groß war dafür, daß die Teilnehmer doch von ganz Hellas gemeinsam gestellt wurden.¹²

Der „wahre“ Sokrates

Die Grundsituation der Wahrnehmungsmöglichkeiten der Historiker hat sich nicht geändert trotz moderner Nachrichtenübermittlung. Damals wie heute sind wir auf Berichte angewiesen, die durch die Wahrnehmung konkreter histori-

scher Individuen in deren jeweiligem historischen Umfeld geprägt worden sind. Und daraus ergeben sich immer wieder schwerwiegende Diskrepanzen.

Für den Prozeß des Sokrates können sich die Historiker heute auf die Berichte zweier Zeitgenossen stützen, auf Platon und Xenophon. Beide waren Schüler des Sokrates, beide berichteten aus eigener Anschauung, auch wenn Xenophon zum Zeitpunkt des Prozesses nicht in Athen anwesend war. Zwar besteht ein zeitlicher Abstand zwischen Ereignis und Niederschrift der Beschreibung, aber er ist nicht allzu groß: bei Platon bis zu zehn, bei Xenophon bis zu dreißig Jahren. Der Sokrates des Platon, den dieser in seinen Dialogen auftreten läßt, ist eine überwältigende (viele Menschen allerdings auch irritierende) Persönlichkeit, ein Meister der Gesprächsführung, der, ausgehend von ganz harmlos scheinenden Fragen, seine Dialogpartner und sich selbst zum Eingeständnis des Nichtwissens in den für ihn eigentlich wesentlichen Bereichen des menschlichen Nachdenkens führt und gleichzeitig die Grundlagen der platonischen Philosophie legt. Der Sokrates des Xenophon dagegen führt zwar, ebenso wie der Platons, Gespräche über alles Mögliche, aber er bleibt im Grunde ein handfest praktisch, wenn auch unkonventionell denkender Biedermann, der überwiegend Ratschläge in Alltagsfragen gibt. Am ehesten stimmen die Beschreibungen der beiden Schüler überein hinsichtlich der konsequenten Haltung des Sokrates dem Tode gegenüber. Aber auch da ist der xenophontische Sokrates eher ein nüchterner Utilitarist, der sich sagt, daß ihm in seinem Alter von siebzig Jahren eigentlich kaum noch Erfreuliches im Leben bevorstehe, so daß der Tod durch das Gift die beste Lösung für ihn sei. Das ist sicher unkonventionell und stellt die übliche Wertehierarchie auf den Kopf,



Sokrates (469–399 v. Chr.).

(Foto: Archiv für Kunst und Geschichte)

aber es hat nichts mit einem philosophischen System zu tun. Bei Platon dagegen ist das Grundmotiv dafür, daß Sokrates nicht aus dem Gefängnis flieht, ein ethisches: Er will sich nicht gegen die Gesetze der Stadt vergehen und hält Unrecht leiden für besser als Unrecht tun, weil das Schlimmste für ihn der Schaden an der eigenen unsterblichen Seele ist.

Wie soll Wirklichkeit ermittelt werden?

In der modernen Forschung wird bis heute darüber gestritten, welches der beiden von Sokrates überlieferten Bilder wirklichkeitsgetreuer sei. Xenophon hat es zwar schwer, sich gegen Platon durchzusetzen, aber gerade die dichterische Kraft der platonischen Darstellung und das in ihr entwickelte philosophische System (die Ideenlehre) machen manche Be-

obachter skeptisch und lassen sie die „historische Wahrheit“ eher beim trivialen Xenophon suchen. Nur: Menschen sind nun einmal keine Spiegel, die rein optischen Gesetzen gehorchen, sondern ihre Wahrnehmung hängt von ihrer eigenen Persönlichkeit ebenso ab wie von dem Wahrgenommenen. In Platon spiegelt sich Sokrates auf eine andere Art als in Xenophon, aber welcher Beobachter könnte jemals „objektiv“ sagen, wer Sokrates „wirklich“ war. Hätten wir Selbstaussagen des Sokrates, so würde uns das auch nicht weiterhelfen, weil auch sie wiederum nur seine Selbstdeutung darstellten. Es gibt Psychologen, die von „Identität“ sprechen, wenn Selbst- und Fremdbeurteilung übereinstimmen. In einem derartigen Glücksfall wäre die Wirklichkeit eines Menschen dann zu erkennen. Aber was ist, wenn, wie es meistens geschieht, ein Dritter nicht übereinstimmt mit der Meinung der beiden Glücklichen? Haben wir dann einen Fall von folie à deux oder einen inkompetenten Dritten? Schließlich hilft auch die Statistik, die sich hier als Ausweg anzubieten scheint, nicht wirklich weiter. Sie weist nur auf, was gesellschaftlich akzeptiert ist, aber wie oft haben schon spätere Generationen über derartige Überzeugungen den Kopf geschüttelt. Wie soll also Wirklichkeit ermittelt werden?

Wir wissen nicht — ich denke, wir können nicht wissen —, wer Sokrates „eigentlich gewesen“¹³. Wir können nur sagen, daß Platons Darstellung ihn zu einem der größten Menschen der europäischen Geschichtstradition gemacht hat. Sokrates wirkt im Bewußtsein der Nachwelt als einer der wichtigsten geistigen Bewegter und als eine moralisch bis zum äußersten integre und konsequente Persönlichkeit, ein Märtyrer für seine Überzeugung. Sicherlich hat er als Vorbild vielen Menschen Lebenshilfe bedeu-

tet und auf ihr Handeln eingewirkt, also als dieses Bild Wirklichkeit mitgestaltet. Ebenso gewiß hat Platons Darstellung zur Verachtung der athenischen Demokratie beigetragen. Kein Gegner der Demokratie läßt sich den „Justizmord“ an Sokrates entgehen, um die Dummheit, Engstirnigkeit, Verkehrtheit von Demokratie zu belegen. Und kaum einer fragt, ob Sokrates nicht vielleicht wirklich ein Gegner von Demokratie war, den seine Richter verantwortlich machen mußten für einen blutigen Umsturz und eine grausame Willkürherrschaft in Athen. Es interessiert auch kaum jemanden, daß nach der Verurteilung des Sokrates die attische Demokratie rund siebzig Jahre mit bemerkenswerter Stabilität geherrscht und die Athener vor den in den meisten griechischen Städten tobenden Bürgerkriegen bewahrt hat, oder daß sie schließlich von außen gestürzt wurde, nicht, weil die Bürger sich dagegen aufgelehnt hätten.

Das direkte Wirken des Sokrates ist von seinen Anklägern und Richtern anders beurteilt worden als von seinen Schülern und Freunden, die allesamt Gegner der Demokratie waren und auch nicht erst durch die Verurteilung ihres Meisters zu solchen wurden. Kann der Historiker hoffen, eine „objektive“ historische Wirklichkeit herauszuforschen? Er betätigt sich unter Umständen nur als lästiger Spielverderber, wenn er anfängt, am überlieferten Glanz zu kratzen und dem Bedürfnis nach strahlenden Helden den Gegenstand der Verehrung zu nehmen. Und was ist letztlich das Motiv für eine derartige „Kratzlust“? Ganz banal könnte es purer Widerspruchsgeist oder „Profilneurose“ sein, in den meisten Fällen eine andere ethisch-politische Grundauffassung, die dem Forschen ja immer schon vorausgeht. Und die auch notgedrungen wieder einseitig ist.

Ist Geschichte „Sinnegebung des Sinnlosen“?

Gibt es überhaupt *eine* historische Wirklichkeit (von Wahrheit ganz zu schweigen)? Für das historische Bewußtsein kann es verschiedene Wirklichkeiten geben, je nachdem, welches der Bilder, das Menschen von ihrer Gegenwart oder der Vergangenheit entworfen haben, den jeweiligen Beobachter am meisten überzeugt. Insofern der Betrachter dieses Bild für die Wirklichkeit hält, bestimmt es sein Handeln und schafft damit ein Stück Realität neu. Aber unter Umständen ist es gar nicht das Bild, das hier wirkt, sondern die Weltauffassung des Betrachters, die ihn dieses Bild aussuchen läßt. Vielleicht ist „Geschichte“ nur „Sinnegebung des Sinnlosen“¹⁴. Nietzsche soll gesagt haben, daß der Mensch fast jedes „Was“ ertrage, solange er ein „Warum“ habe. Die Sehnsucht nach Sinn scheint mindestens ebenso groß zu sein wie die nach Helden. Nur: was haben menschliche Wünsche und Denkkategorien mit Wirklichkeit zu tun?

Die hier vorgetragenen Überlegungen haben sich mir ebenso aus meiner Bemühung um historische wie um allgemein menschliche Erkenntnis ergeben. Sie beruhen überwiegend auf ganz simplen Alltagserfahrungen, nicht zuletzt auf dem leidigen Streit zwischen Gesprächspartnern, wer in der Beurteilung einer Person oder Situation „recht habe“. Ein Schriftsteller wie Max Frisch hat sich in seinem Werk immer wieder mit diesen Fragen auseinandergesetzt. Andererseits berühren sie erkenntnistheoretische Probleme, die so alt sind wie das philosophische Denken überhaupt. Ich habe den Titel deshalb in Anlehnung an eine Aufsatzsammlung gewählt, die Paul Watzlawick herausgegeben hat.¹⁵ Die darin vorgelegten Überlegungen der Konstruktivisten

scheinen mir einen Rahmen zu bieten, in den meine Fragen einzuordnen wären. Nicht so sehr in der Hoffnung auf endlich wahre Erkenntnis, sondern um

uns die Arroganz zu nehmen, die aus vermeintlichem Wahrheitsbesitz herrührt. Um uns dazu zu bringen, unsere Überlegungen zu Wirklichkeit, Wert und Sinn nicht in ein unfruchtbares und gesellschaftspolitisch gefährliches Wahr-falsch-Schema zu pressen, sondern uns zu fragen, „... ob ein Weg, die Welt aufzufassen, gangbar, möglich, nützlich, wirkungsvoll ist“.¹⁶

¹ Der Große Ploetz. Verlag Ploetz. Freiburg/Würzburg, 29. Auflage 1980. S. 101. — ² S. 138. — ³ Das Problem der Gleichberechtigung der Geschlechter ist auch sprachlich noch nicht gelöst. So sehr es mir nötig erscheint, die Präsenz von Frauen in allen Lebensbereichen im Bewußtsein zu verankern, so sehr stört mich andererseits die Pedanterie einer ständigen Doppelbezeichnung. Ich belasse es deshalb bei dieser Grundsatzklärung, daß es ebenso Historikerinnen und Wissenschaftlerinnen gibt wie Kommissarinnen und Täterinnen (s. u.), und hoffe, daß die Leserinnen und Leser dies ihrerseits ständig mitdenken. — ⁴ 2, 484–492, Übers. W. Schadewaldt. — ⁵ *Hampf, F.*: Die „Ilias“ ist kein Geschichtsbuch. In: *Geschichte als kritische Wissenschaft*, Bd. II: Althistorische Kontroversen zu Mythos und Geschichte. Hrsg. von I. Weiler. Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 1975. S. 51–99. — ⁶ *Meyers Großes Taschenlexikon*. B.I.-Taschenbuchverlag, Mannheim/Wien/Zürich 1987. Artikel „Phantasie“. — ⁷ Fragment 1 bei *Jacoby, F.*: Die Fragmente der griechischen Historiker, Bd. I. A. E. J. Brill, Leiden 1957. S. 7f. — ⁸ 18, 501. — ⁹ *Historien* 4, 42, übers. v. A. Horneffer. — ¹⁰ *Peloponnesischer Krieg* 1, 1, übers. v. A. Horneffer/G. Strasburger. — ¹¹ 1, 20–22. — ¹² 1, 10. — ¹³ *Ranke, L. v.*: *Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494–1535*, Vorrede, *Sämtliche Werke* Bd. 33, 1824, S. VII: „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen.“ Zitiert nach: F. Wagner: *Geschichtswissenschaft*. Karl Alber, Freiburg/München 1951. S. 203. — ¹⁴ *Buchtitel von Theodor Lessing*, Publizist, Schriftsteller und Kulturphilosoph, 1872–1933 (ermordet): *Geschichte als Sinnegebung des Sinnlo-*

sen, 1916. — ¹⁵Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. Piper, München/Zürich 1981, 7. Auflage 1991. — ¹⁶Schmidt, S. J.: Der radikale

Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: ders. (Hrsg.): Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1987. S. 75f.